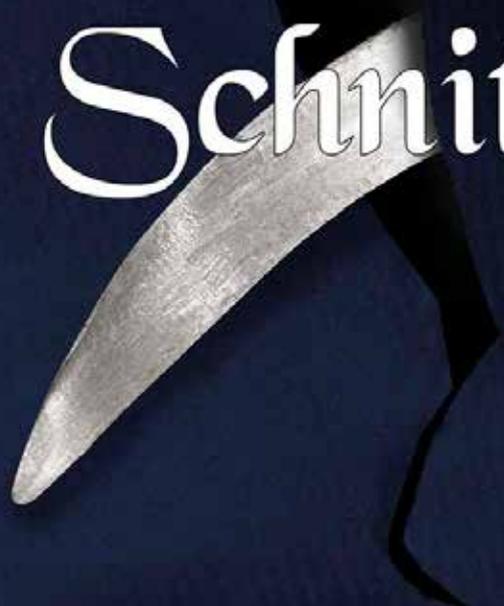


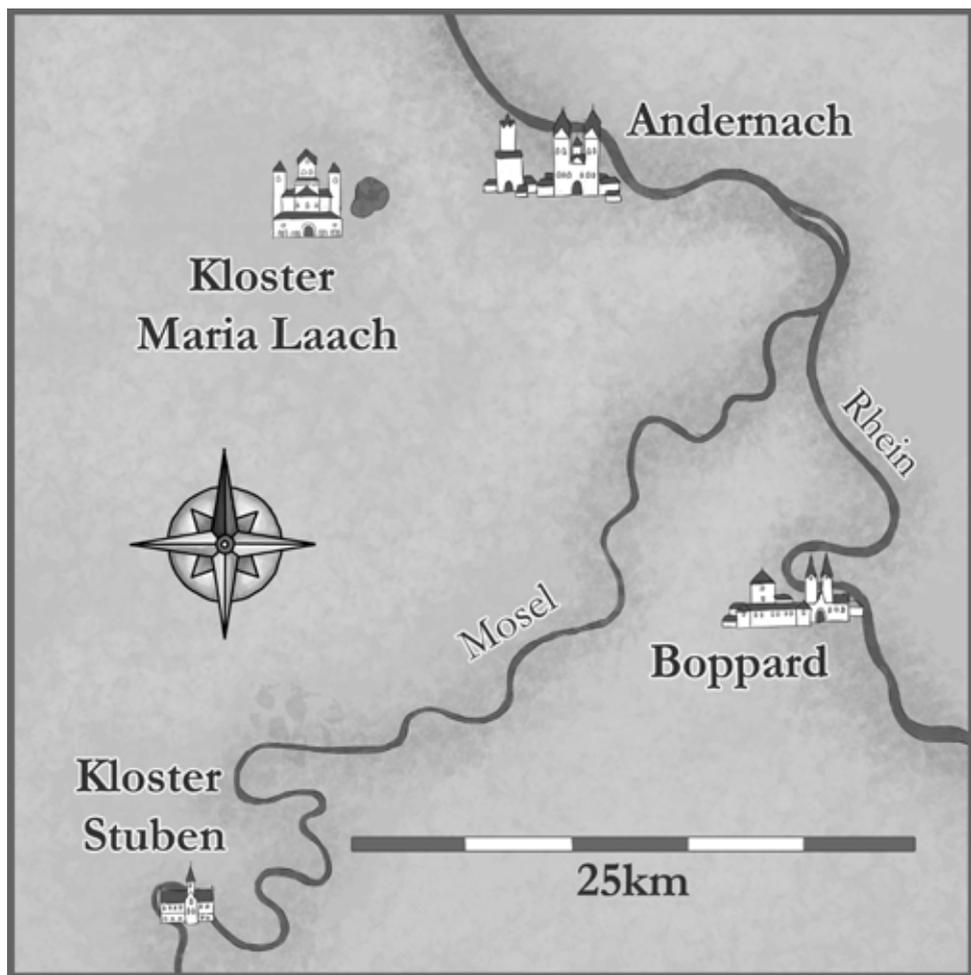
**Andreas J. Schulte**

# Die Spur des Schnitters



**Historischer Andernach-Krimi**  
**Ammianus-Verlag**

**LESEPROBE**





Ammianus-Verlag



### **Der Autor**

Andreas J. Schulte, freier Journalist und Autor, Jahrgang 1965. Seit 2000 selbstständig und geschäftsführender Gesellschafter eines Redaktionsbüros. Mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen lebt er seit mehr als 20 Jahren in einer alten Scheune zwischen Andernach und Maria Laach.

**[www.andreasjschulte.de](http://www.andreasjschulte.de)**

Andreas J. Schulte

# Die Spur des Schnitters

*Konrads zweiter Fall*

*Historischer Kriminalroman*

## **Impressum**

**Erste Auflage  
Mai 2014**

**© 2014 Ammianus GbR Aachen**

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Kuhn  
Lektorat: Angelika Kiel  
Satz: Michael Mingers  
Druck: cpibooks Germany

**Printausgabe-ISBN: 978-3-945025-00-0**  
**Ebook-ISBN: 978-3-945025-17-8**

**[www.ammianus.eu](http://www.ammianus.eu)**  
**[www.facebook.com/AmmianusVerlag](https://www.facebook.com/AmmianusVerlag)**

*Für meine Schwestern Gisela und Brigitte,  
die nie an ihrem kleinen Bruder zweifeln.*

*Und für Tine,  
ohne die dieses Buch nie geschrieben worden wäre.*

*Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, dass er schon tot war, zerschlugen sie ihm die Beine nicht, sondern einer der Soldaten stiess mit der Lanze in seine Seite, und sogleich floss Blut und Wasser heraus.*

*Johannes 19,33f*

## Prolog

*Kloster Santa Maria di Ripalta di Puglia, Apulien im Frühjahr 1454*

»Erzählt! Lasst Euch Zeit.«

»Ihr kennt doch die Geschichte längst, Herr.

Was kann ich Euch da noch berichten?«

»Beginnen wir mit Eurem Namen.«

»Heinrich, ich wurde auf den Namen Heinrich getauft.«

»Heinrich ... und weiter?«

»Heinrich Erzer. Doch das ist nicht der Name meines Vaters. Meine Mutter hat nach dem Tod meines Vaters als Magd beim Ratsherrn von Erzer gearbeitet. Als ich 13 Jahre alt war, hat der mich in seinen Haushalt aufgenommen. Eine lange Geschichte, die Ihr bestimmt nicht hören wollt. Bleibt einfach bei Heinrich. Heinrich von Andernach.«

»Wie Ihr wollt, Heinrich von Andernach. Ihr seid ein junger Kerl, augenscheinlich stark wie ein Ochse. Nicht älter als – wie viel? 20, 23 Jahre? Euer Leben liegt noch vor Euch. Sicher war das alles ein großes Abenteuer für Euch.«

Heinrich hob zum ersten Mal den Blick von der rissigen Holzplatte des Tisches. Der Abt hatte ihm aufgetragen, alle Fragen des fremden Herrn zu beantworten, der sei im Namen des neuen Kaisers gekommen. Auf ihn wirkte der Fremde wie jemand, der seine Macht genoss, sich aber nicht gern selber die Hände schmutzig machte. Wahrscheinlich hatte er deshalb den bulligen Ritter dabei, der die Tür der Kammer bewachte.

Ein hoher Herr im Namen des neuen Kaisers ... Scheiß drauf, er hatte lange genug geschwiegen.

»Ein Abenteuer?«, Heinrich spuckte die Worte seinem Gegenüber förmlich ins Gesicht, »Ihr habt noch nie auf einem Schlachtfeld gestanden und im Blut und den Eingeweiden Eurer Kameraden gewatet – oder? Sack und Asche, was für eine dämliche Frage! Ihr wollt wissen, wie es war? Es war die Hölle auf Erden, und ich habe sie durchlitten, jede einzelne Stunde, jeden Tag, endlose Wochen lang. Mein Leben liegt noch

vor mir? Da irrt Ihr Euch gewaltig. Meine Seele hat der Satan persönlich in seinen Klauen. Aber wenn es einen gnädigen Gott gibt, werde ich hier hinter diesen Klostermauern meinen Frieden finden.«

Heinrich verstummte, ein Zittern durchlief seine breiten Schultern. Er vergrub sein Gesicht in beide Hände. Es war dieses stumme Schluchzen, das den Fremden mehr als alle Worte erschauern ließ: ein junger Söldner mit den Augen eines alten Mannes. Das Schlachtfeld konnte einen Mann für immer verändern – hatte er gehört – diesen hier hatte es gebrochen.

Heinrich ließ die Hände sinken und murmelte: »Ihr wollt die Wahrheit hören? Nun gut ...« Er setzte sich aufrecht hin.

»Es begann alles bereits vor zwei Jahren. Später werden die Chronisten sagen, dass im Jahre des Herrn 1452 das christliche Abendland einfach weggeschaut hat. Dreck und Teufel – sicher haben auch Friedrich und seine Fürsten die Zeichen erkannt: Sultan Mehmed II. wollte mit seinen osmanischen Truppen Konstantinopel erobern. Aber hat es irgendwen interessiert? Keine Sau hat sich darum gekümmert. Man stelle sich das mal vor: Da baut Mehmed einfach eine Festung auf byzantinischem Gebiet. Lange Mauern mit engen Zinnen, gedrungene runde Türme, die jedem Angriff trotzen. Ich habe Rumeli Hisari mit eigenen Augen gesehen. Das Ganze war ein Schlag mit dem Fehdehandschuh, und er traf Kaiser Konstantin so kräftig ins Gesicht, dass man das Klatschen noch an den Höfen der Habsburger, Frankreichs und Englands hören konnte. Selbst der dümmste Pferdeknacht musste es erkennen: Rumeli Hisari lag auf der einen Seite des Bosphorus, die zweite Festung des Osmanen auf der anderen Seite. Damit hatte Mehmed die Meerenge in seinen gierigen Fingern und blockierte die Passage für alle christlichen Schiffe.

Kaiser Konstantin erkannte natürlich die Gefahr. Er rief laut um Hilfe. Pech für ihn, dass ihm keiner helfen wollte. England und Frankreich waren dabei, ihre Wunden zu lecken. Den Habsburgern fehlte das Geld für Streitmacht und Flotte. Was blieb, waren der Vatikan und Handelsstädte wie Genua und Venedig. Die Städte sahen ihre einträglichen Geschäfte und Handelswege gefährdet. Sie besaßen genug Gold für Söldner wie mich. Für den Heiligen Vater war der Kampf gegen Mehmed ein Kampf

gegen den Unglauben, den jeder gute Christ führen musste. Damals war mir Gold aber lieber, sag ich Euch.«

»Wir alle wissen heute, dass es ein Fehler war, kein größeres Heer zusammenzuziehen, Heinrich. Wie aber kamt Ihr denn nun nach Konstantinopel?«

»Was jetzt? Wollt Ihr nun meine Geschichte hören oder nicht? Dann lasst sie mich auch erzählen! Wo war ich stehen geblieben? Also ..., das christliche Abendland stellte sich taub und tat so unschuldig wie eine Wanderhure vor einem Wirtshaus. Ich hatte ja selber auch keine Ahnung, erst viel später erzählten mir Ritter in den langen Nächten der Belagerung, warum wir bis zum Hals im Dreck steckten.«

»Gut, gut, aber ein einfacher Bursche, wie Ihr – warum sollten sich die Ritter den jungen Söldnern anvertrauen?«

»Oh, glaubt mir, in den ersten Wochen hat sich auch keiner um uns gekümmert. Doch wenn Gevatter Tod jede Nacht dein Lager teilt, und Blut und Dreck die Wappen unkenntlich machen, dann schwinden auch die Unterschiede. Dann zählt nur der Mann in der Rüstung, nicht mehr das Wappen, das er auf seiner Rüstung trägt.

Ich hatte zusammen mit meinem Freund Jupp im Dienst der Bassenheimer das Kämpfen gelernt. Jung und begierig darauf, reich zu werden, dachte ich, ich könnte überall mein Glück machen. Dreck und Rattenschwanz, was war ich doch für ein Narr ...

Meine Reise führte mich nach Süden. In Nürnberg trat ich in den Dienst einer Gruppe von Kaufleuten, die mich dafür bezahlten, sie und ihre Waren vor Strauchdieben und heruntergekommenen Raubrittern zu schützen. Die Kaufleute wollten über die Berge nach Venedig. Neben mir hatten sie noch einen dreizehn, vierzehn Jahre alten Burschen für die Pferde dabei, den alle Jockel riefen, und Ragwald. Ragwald war ein zäher Kerl, das sah man auf den ersten Blick. Ein Auge hatte er im Kampf gegen die Engländer verloren, erklärte er immer. Erst später gestand er mir, dass es bei einer Wirtshausprügelei passiert war. Erfahrung besaß er für zwei. Damals konnte ich zwar mit dem Eichenstock kämpfen wie kein anderer, aber Ragwald holte mich gleich am ersten Tag bei einem Freundschaftskampf von den Beinen. Ich landete im Dreck, und Rag-

wald hielt sich den Bauch vor Lachen – so schlossen wir Freundschaft. Eine Freundschaft, die noch tiefer wurde, nachdem wir zusammen ein halbes Dutzend Straßenräuber in die Flucht geschlagen hatten. In den langen Wochen der Reise lehrte mich Ragwald den Kampf mit der Axt und dem Katzbalger, dem Kurzschwert, das er mir schenkte. Am Ziel unserer Reise entlohnten die Kaufleute uns großzügig. Wir konnten uns nicht beschweren. So stand ich an der Lagune – und sah zum ersten Mal das Meer, den Sack gefüllt mit Gulden, den Kopf voller Tatendrang. Ragwald und ich hatten beschlossen, vorerst zusammenzubleiben, Jockel schloss sich uns an. In Venedig hörten wir, dass Söldner gesucht wurden. Schon einen Monat später waren wir auf dem Weg nach Konstantinopel. Jockel hätte die Reise fast nicht überlebt, so seekrank wurde der arme Junge. Ragwald und ich hatten mehr Glück. Auf der Seereise brachte Ragwald mir noch zwei Dinge bei: das Schachspielen und einige Sätze Latein. Woher er das alles wusste, wollte er mir nicht verraten. Bis dahin fand ich Lesen und Schreiben überflüssig. Oh, es war nicht so, dass ich dazu keine Gelegenheit gehabt hätte. Nein, im Gegenteil. Der Dienstherr meiner Mutter nahm das sehr genau, doch ich trieb als junger Bur-sche alle Lehrer in die Verzweiflung.

Aber jetzt wollte ich möglichst so werden wie Ragwald. Also strengte ich mich an und hatte Erfolg.

Zusammen mit den übrigen Söldnern trafen wir im Februar in Konstantinopel ein. Teufel auch ... sind seitdem wirklich erst 14 Monate vergangen? Es könnten genauso gut 14 Jahre sein. Kennt Ihr Konstantinopel? Man muss diese Stadt mit eigenen Augen gesehen haben: Nirgendwo auf der Welt gab es solche Mauern. Sollten doch die Ungläubigen kommen, diese Mauern waren unbezwingbar, zumindest glaubten wir das alle. Wie sollten wir uns irren!

In der Stadt selbst gab es Felder und Vieh – für eine Belagerung war man also gut gerüstet. Anfang April standen die Truppen Mehmeds vor den Mauern. Natürlich hatte Kaiser Konstantin die Forderung abgelehnt, die Stadt kampfflos zu übergeben. Gejubelt hatten wir bei dieser Nachricht. Als wir das osmanische Heer zum ersten Mal sahen, verstummte aller Jubel. Wir waren an die 3.000 Söldner, dazu kamen noch rund 8.000

weitere Kämpfer aus der Stadt. Das osmanische Heer – so erzählte man sich nach wenigen Tagen – hatte fast die zehnfache Stärke. Ich stand auf einem der Wehrgänge, und da sah ich sie – die große Kanone des Sultans. Bestimmt 60 Ochsenviertel waren nötig, um das Geschütz zu ziehen, mehr als 24 Fuß war das Rohr lang. Selbst Ragwald hatte noch nie ein solches Geschütz gesehen. Die Osmanen brachten noch viele andere Kanonen in Stellung, wenn auch nicht mehr so große. Fünf Tage später begann der Angriff. Schon in der zweiten Nacht brach ein Teil der Stadtmauer ein. Dabei hatten die Osmanen noch nicht einen einzigen Schuss aus ihrer Riesenkanone abgefeuert. Der Boden vor der Stadt war so weich, dass sie ihn erst einmal befestigen mussten, um sie nahe genug heranzubringen. Doch selbst die Geschosse der übrigen Geschütze reichten schon aus. So hatten wir uns alle den Kampf nicht vorgestellt. Nachts, wenn das Donnern der Kanonen verstummte, mussten wir die Befestigungen verbessern, so dass kaum einer genügend Schlaf bekam. Jockel starb in der zweiten Woche der Belagerung. Er wollte gerade frisches Wasser holen, als ein riesiges Geschoss ihn unter sich begrub. Fünf Männer waren nötig, um die schwere Steinkugel von seinem zerschlagenen Körper zu rollen. Die Kugel hatte ihn von hinten in den Rücken getroffen, sein Brustkorb, der Rücken, sein Kopf – alles war ein einziger Brei aus Fleisch, Blut und Knochensplittern. Ragwald und ich begruben, was von Jockel übrig geblieben war. Als wir an seinem Grab standen, murmelte Ragwald, dass er – Jockel – es womöglich von uns Dreien noch am besten getroffen hätte. In der dritten Woche trafen vier Galeeren, drei päpstliche und eine byzantinische, mit Vorräten ein. Die Osmanen griffen die Schiffe an. Wir konnten die Rauchwolken der Brandsätze sehen. In der Dunkelheit jedoch gelang es den Schiffen, glücklich im Hafen anzulegen. Sie hatten den Angriff abgewehrt. Unter den byzantinischen Adligen und ihren Truppen weckten die Schiffe die Hoffnung auf weitere Verstärkung aus dem Westen. Viele von uns Söldnern glaubten nicht daran, und wir sollten Recht behalten. Kein einziges weiteres Segel tauchte in den kommenden Wochen am Horizont auf. Drei Wochen später hatten auch die Letzten jede Hoffnung auf Verstärkung begraben. Die Mauern der Stadt lagen in Trümmern. Die Verletzten konnten kaum noch versorgt

werden. Unsere Toten blieben einfach liegen, für ein Begräbnis fehlten die Zeit und die Kraft. Die Vorräte teilte man ein, Hunger war unser ständiger Begleiter. Die Osmanen aber griffen unermüdlich an. Tagsüber kämpften wir, nachts versuchten wir mit Schutt und Trümmern die größten Lücken in den Mauern, oder besser gesagt, auf das was von ihnen übrig geblieben war, zu füllen. Mit blutigen Händen legten wir Steine aufeinander. Viele schliefen auf den Trümmerbergen vor Erschöpfung ein und wachten nicht mehr auf, weil bei Tagesanbruch ein Pfeilhagel auf sie niederging. Ragwald und ich hielten uns in dieser Zeit gegenseitig den Rücken frei. Wir wurden wie Brüder, teilten die kärglichen Rationen miteinander. Und es war Ragwald, der mich Ende Mai eines Abends beiseite nahm und mich zu einem Haus führte. Wem es gehörte, weiß ich bis heute nicht. Ragwald führte ein kurzes Gespräch mit einem Ritter, den wir ein paar Tage zuvor schon getroffen hatten. Ragwald erwähnte nur, dass der Adelige ein enger Vertrauter Kaiser Konstantins sei. Der Ritter übergab Ragwald ein kleines, in Leder eingeschlagenes Päckchen. Während der Nachtwache drückte Ragwald mir dann das Päckchen und seinen Sattelbeutel in die Hand. Darin war das Kästchen mit dem Schachspiel, so viel wusste ich.

„Es ist bald zu Ende, Heinrich“, sagte er. „nenne es eine Vorahnung, aber ich werde diese Stadt nicht lebend verlassen. Nimm das Schachspiel, es ist seit vielen Generationen im Besitz meiner Familie. Nach mir aber kommt keiner mehr. Gedenke deines Waffenbruders, wann immer du die Figuren aufstellst! Das Päckchen hier aber, das verteidige mit deinem Blut und Leben. Es ist besser, wenn du nicht weißt, was darin ist. Lass es aber auf einem Fall dem Feind in die Hände fallen. Und wenn du wieder unter Christen bist, dann werden weisere Männer, als wir es sind, wissen, was damit zu tun ist.“

Beim Schwanz des Gehörnten, ich hatte keine Ahnung, wovon Ragwald sprach. Das Päckchen ging mich nichts an, doch das Schachspiel als Geschenk anzunehmen, kam mir wie Verrat vor. Aber Ragwald ließ sich nicht beirren.«

»Moment, Heinrich. Ragwald hat das Lederpäckchen Euch anvertraut, aber Ihr wisst nicht, warum ausgerechnet er es erhalten hat?«

»Dreck, Teufel und Verdammnis, bezichtigt Ihr mich etwa der Lüge? Es hat sich genauso zugetragen. Dass Ragwald mir alles übergab, öffnete mir an diesem Abend die Augen. Mir wurde das ganze Elend um mich herum bewusst: Wenn selbst ein Kämpfer wie Ragwald die Hoffnung aufgab, was sollte da aus uns werden? All die Toten – und wir, die wir noch kämpfen konnten, sahen von dem Blut, dem Rauch, dem Schmutz der Trümmer auch mehr tot als lebendig aus. In dieser Nacht stürmten die Osmanen die Stadt. Der Angriff begann keine zwei Stunden nach Mitternacht, bei Sonnenaufgang war die Schlacht verloren. Ragwald sah noch die aufgehende Sonne, als ihn ein Pfeil in den Hals traf. Sein Blut lief über meine Hände. Er starb ohne ein weiteres Wort in meinen Armen. Viele von uns zogen sich zum Hafen zurück. Wer von den Offizieren Familie in der Stadt hatte, versuchte zu seinem Heim zu kommen, um die Seinen zu schützen. Fünfzehn, vielleicht zwanzig Schiffen gelang der Durchbruch und die Flucht.«

»Es ist ein Wunder, dass Ihr überlebt habt. Kaiser Konstantin ist in der Nacht des Angriffs gestorben. Drei Tage lang haben die Truppen Mehmeds die Stadt geplündert. Alle Adligen und ihre Familien wurden zusammengetrieben und geköpft: Männer, Frauen, Kinder.«

»Ja, davon habe ich vor ein paar Wochen auch gehört. Es war reines Glück, dass ich auf einem der Schiffe Zuflucht gefunden hatte. Mein Schwert, das Kistchen mit den Schachfiguren und natürlich das Lederpäckchen – mehr blieb mir nicht. Als wir an der Küste gelandet waren, brachten die anderen mich in dieses Kloster hier. Eine Pfeilspitze steckte noch in meinem Bein. Fast wäre ich am Wundfieber gestorben. Aber Gott stand mir bei – ich überwand das Fieber und behielt mein Bein. Und ich werde bei den Mönchen hier bleiben. Ihr Leben ist so viel sinnvoller als Ragwalds, Jockels und mein Dasein als Söldner. Der Abt freut sich über meine Wandlung: sein eigener Saulus, der zum Paulus wurde. Ihm hab' ich schließlich auch von dem Päckchen berichtet.«

»Und wer weiß noch davon?« Der Fremde beugte sich bei seiner Frage neugierig vor, um Heinrich aufmerksam zu beobachten.

Während der ganzen Zeit, die Heinrich erzählt hatte, war die Miene des Fremden ungerührt geblieben, so als kenne er die Geschichte längst

in allen Einzelheiten. Jetzt aber sah Heinrich nicht nur Neugierde in den Augen des anderen. Zum ersten Mal erkannte er eine Härte im Blick des Fremden, die ihn seinen ersten Eindruck noch einmal überdenken ließ. Er hatte sich täuschen lassen, das Auftreten, der bullige Leibwächter, das alles war nur Fassade. Der Fremde wollte harmlos wirken, ein Mann des Wortes, der Verhandlungen. Heinrich wusste es jetzt besser, es waren die Augen, die erbarmungslose Härte in ihnen: Dieser Mann konnte einen Gegner mit mehr als nur Worten zum Schweigen bringen.

»Ich habe niemandem sonst davon erzählt. Oh nein, ich respektierte Ragwalds Wunsch, übergab dem Abt das Päckchen, und der hat ja nun augenscheinlich Euch, einen Gesandten des Habsburgers, verständigt.«

Der Fremde nickte unmerklich, griff in seinen Beutel und holte ein Lederpäckchen hervor, das mit einem geflochtenen Riemen verschnürt war. Er öffnete beinahe andächtig einen Knoten, schlug das Leder zur Seite. Vor ihm lag ein Rosenholzkästchen, in das aus Gold ein Kreuz gearbeitet war. In der Mitte des Kreuzes schimmerte ein blutroter Edelstein. Vorsichtig hob er den Holzdeckel hoch und ließ Heinrich hineinschauen.

»Seht es Euch noch einmal an, Heinrich. Das hier ist mit ein Grund, vielleicht sogar der einzige Grund, warum der Sultan die Stadt erobern wollte und Tausende christliche Ritter sterben mussten. Nun aber werdet Ihr für immer vergessen, dass dies hier je in Eurem Besitz war. Und Ihr werdet nie, mit keiner Seele, über das Kästchen, seinen Inhalt oder den Auftrag dieses Ragwalds sprechen, sonst ...«

Der letzte Satz ließ Heinrich von seinem Platz hochschnellen.

»Dieses Ragwalds? Ihr sprecht hier von meinem Waffenbruder, einem Mann von Ehre.« Heinrichs Hand schoss vor, krallte sich in den Surkot des Fremden und mit einem Ruck zog er ihn über den Tisch und das Rosenholzkästchen zu sich heran.

»Teufel auch, wollt Ihr mir etwa drohen? Was, wenn ich nicht schweige?«

Heinrichs plötzlicher Ausbruch hatte den Fremden und den bulligen Ritter überrascht. Der sprang jetzt mit zwei schnellen Schritten zum Tisch, riss mit der Rechten das Kurzsword aus der Scheide und blieb dann wie angewurzelt stehen. Ohne den Surkot loszulassen oder auch nur den Blick von dem Fremden abzuwenden, hatte Heinrich mit seiner

linken Faust zugestoßen. Der Leibwächter röchelte, knickte zusammen und schlug hart auf dem Steinboden auf.

Der Fremde griff langsam nach Heinrichs Hand und zwang mit unerbittlicher Kraft die Faust auf, die sich in dem Stoff seines Gewandes gekrallt hatte.

»Ich muss mich bei Euch entschuldigen. Es war falsch, an Eurer Verschwiegenheit oder der Ehre Eurer Begleiter zu zweifeln und Euch zu drohen«, sagte er dabei leise.

Heinrich zögerte noch kurz, ließ sich dann aber wieder auf seine Bank fallen. Sein gerade noch aufgeflammter Zorn war verraucht.

»Also gut, ich nehme Eure Entschuldigung an. Ihr kennt nun meine Geschichte, die in diesen Mauern enden wird.«

»Oh, das glaube ich nicht.« Zum ersten Mal huschte ein Lächeln über das Gesicht des Fremden. »Ein Mann wie Ihr wird nie in einem einsamen Kloster an der Küste enden. Nutzt die Zeit hier, folgt Eurer neuen Bestimmung, doch vertraut mir, Ihr werdet irgendwann weiterziehen.«

»Wenn Ihr meint, Herr. Ich bezweifle es.«

»Wie ich schon sagte: Ihr seid noch jung, Heinrich. Wenn Ihr aber irgendwann einmal Hilfe benötigt, dann wendet Euch an mich.«

Der Fremde hatte das Kästchen wieder eingesteckt und stand nun an der Tür. Seinen Begleiter, der nur mühsam wieder auf die Beine gekommen war, schien er gar nicht zu beachten.

»Ich brauche Eure Hilfe nicht«, erklärte Heinrich überzeugt. »Geht nur, bringt Friedrich, unserem neuen Kaiser, was Ihr da in Euren Händen haltet.«

Der Fremde nickte, öffnete die Tür der Kammer und drehte sich schließlich noch einmal um:

»So denkt Ihr heute, Heinrich, und das ist Euer gutes Recht. Trotzdem: Merkt Euch meinen Namen. Ich bin Herzog Richard von Hohenstaude und Greich – und ich stehe im Namen Kaiser Friedrichs in Eurer Schuld.«